

Blutspenden tut nicht weh

Blutspender werden immer gesucht, dachte ich mir. Dann kam alles anders als ich erwartet hatte.

Als neulich unser Chefredakteur Alex in unser kleines Redaktionszimmer trat, die Schuhe abstreifte, und wie beiläufig fragte, ob jemand Lust hätte, mal Blut spenden zu gehen, wir bräuchten einen authentischen Erlebnisbericht, legte sich plötzlich ein eisiges Schweigen über unsere sonst so redselige Versammlung.

„Na?“ fragte Alex und ging auf leisen Sohlen zu seinem Schreibtisch. Wir schwiegen. Das bedeutete nichts anderes, als dass eine demokratische Entscheidung herbeigeführt werden musste. Das Los fiel schließlich auf mich. Alex gab mir einen Zettel mit einer Telefonnummer und wünschte mir Glück.

Tags darauf griff ich schließlich zu dem Zettel, wählte die Nummer und geriet an eine sehr sympathische Dame, welche sich mir unter Nennung ihres und auch des Namens des privaten Blutspendedienstes, der sie beschäftigte, vorstellte.

„Ich würde gerne Blut spenden“, log ich. „Bin ich da bei Ihnen richtig?“ Die Dame bejahte. Ich schob den finanziellen Aspekt dieser Angelegenheit vor – ein solches eigen-nütziges Interesse sollte meine Tarnung sein – und erfuhr, dass es für Dauerspender eine Aufwandsentschädigung gebe. „Nicht, dass wir uns falsch verstehen: Ihr Blut ist unver-

käuflich, wir entschädigen Sie nur für die Zeit, die eine solche Blutspende dauert.“ Das Geld für das erste Spenden bekäme ich jedoch erst beim zweiten Mal. Ganz schön clever dachte ich.

„Wieviel wäre das denn?“, fragte ich sie ohne jede Hemmung. Das käme ganz darauf an, ob ich Blut oder Blutplasma spenden würde, etwa zehn bis zwanzig Euro.

„Wenn Sie noch einen Spender mitbringen, bekommen Sie dafür eine Prämie.“ Das erschien mir überlegenswert und ließ in mir den Gedanken an eine erfolgreiche Spender-Karriere aufkommen.

„Wie oft kann man denn so spenden im Jahr?“ fragte ich. Der Abstand zwischen zwei Blutspenden sollte etwa zwölf Wochen betragen. Frauen dürfen höchstens vier- Männer sechsmal pro Jahr Blut spenden. Plasma- oder Blutplättchenspenden geht aber öfter, ich darf aber maximal 38 mal im Jahr irgendwas spenden. Das nun wiederum hörte sich eher nach einem kleinen Taschengeld, aber nicht nach einem einträglichen Haupterwerb an.

„Nun gut“, sprach die Dame, „Sie werden doch wohl nicht nur wegen des Geldes spenden wollen?“ Ich stimmte ihr eifrig zu, wurde dabei auf meiner Seite der Leitung ein wenig rot, und fragte sie nach den Adressen der Einrichtungen. Dann schrieb ich mir für den nächsten Tag das feste Vorhaben in den Kalender, ein solches Blutspendezentrum aufzusuchen.

Bevor ich am nächsten Tag das Haus verließ, hatte ich das große Bedürfnis, mir Mut anzutrinken, doch mir fiel ein, dass das ja meine Essenz, die ich ja nun gewinnbringend – für mich und für einen möglichen Empfänger – los zu werden trachtete, nur verunreinigen würde. Also ließ ich es und fuhr flatternden Herzens meiner journalistischen Leidenschaft gehorchend in die Landsberger Allee.

Dort steht kurz vor den Weiten der Hohen-schönhausener Wohnlandschaften gleich beim S-Bahnhof ein neu erbauter Laden-Büro-Komplex. Vor dem Eingang waren zwei junge Menschen damit beschäftigt, ein Firmenschild mit dem Schriftzug Haema von den Schmierereien der eingeborenen Jugendlichen zu befreien. Sie verbreiteten mit ihren Putztüchern den scharfen Geruch penibler Keimfreiheit. Haema – so heißt auch

der private Blutspendedienst. Ich war gespannt und verwirrt, denn es kam mir schon seltsam vor, mich nun in dieses Bürogebäude zu begeben, um schließlich Blut zu spenden.

Im fünften Stock empfing mich, als ich aus dem Fahrstuhl trat, ein freundlicher Krankenhausgeruch, der mir – aus welchen Gründen auch immer – seit ich denken und riechen kann, sympathisch ist. Zugleich verneigte ich sogar Blut zu riechen, aber das war sicher nur Einbildung.

Ich betrat einen freundlichen von einer großen Fensterfront erhellten Raum. Ganz normale Menschen saßen dort auf Wartestühlen, lasen Zeitung oder füllten irgendwelche Zettel aus – nichts war so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte einen düsteren, überfüllten Wartesaal erwartet, angefüllt mit menschlichem Elend, armen Kreaturen, die sich, ihr Letztes zu Geld machend, von vogelgesichtigen Bluthändlern in schmutzigen Kitteln an furchterregende Saugmaschinen anschließen lassen.

Aber nichts dergleichen.

Freundliche Damen in Schwesternkitteln und eben solchen weißen Gesundheitssandalen liefen umher und verbreiteten Krankenhausatmosphäre. Auch ein Arzt war dabei. Ihn erkannte ich sofort an dem großen Stethoskop, das er um seinen Hals trug. Da kamen mir doch Zweifel. Was, wenn das alles nur Fassade war: der Arzt ein Schauspieler, der eben den grundlegenden Filmregeln folgend, gut sichtbar ein Stethoskop bei sich trug, die Schwestern unqualifizierte ABM-Kräfte, der Warteraum der Vorhof zu einer Hölle unerträglich unhygienischer Qualen?

Ich wagte einen Blick durch die Glastüren am Ende des Ganges, den der Arzt durchheilt hatte. Da saß sehr gemütlich ein etwas korpulenter Herr um die vierzig in einer Art Liegestuhl, hatte die Ärmel hochgekrempelt und am linken Arm einen kleinen durchsichtigen Schlauch, dessen Ende in seiner Armbeuge steckte und durch den ganz unspektakulär etwas Blut floss. Er machte einen durchaus lebendigen sowie entspannten Eindruck.

„Kann ich ihnen helfen?“ Eine der freundlichen Schwestern hatte mich wohl als einen noch etwas unsicheren Erstspender identifiziert und führte mich zu einer Art Schalterwand. An einer Theke saßen dort auf hohen Hockern durch Trennwände voneinander



Gesundheitstipps von der freundlichen Schwester.

getrennt die Spendewilligen und füllten Formulare aus.

Als ein Platz frei wurde, setzte ich mich, bekam einen Fragebogen, einen Stift und ein Merkblatt ausgehändigt. Dann fragte mich die Schwester nach meinem Namen und ob und wann ich zuletzt etwas gegessen und getrunken hatte.

„Das ist eindeutig zu wenig.“, beschied sie. „Sie müssen vor den Spende mindestens ein bis anderthalb Liter Flüssigkeit zu sich genommen haben.“ Ja und nun, dachte ich.

Sie schien meine Gedanken erraten zu haben und wies auf die Getränkeautomaten im hinteren Bereich des Raumes, auf denen mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Nur für Spender“. Ich ging also hinüber, nahm mir einen Plastikbecher, entschied mich, vor die Wahl zwischen Kaffee und Wasser gestellt, für Wasser und begann systematisch, Becher für Becher (exakt 1,6 Liter, bei 0,2 Litern pro Becher) eisgekühltes Wasser in mich hinein zuschütten.

Bei der Gelegenheit las ich mir das Informationsblatt für Erstspender durch. Ich erfuhr, dass ich als Blutspender mindestens 18, höchstens jedoch 68 Jahre alt sein und als Frau nicht öfter als viermal im Jahr und überhaupt immer nur höchstens alle acht Wochen spenden dürfe. Dass ich weder der Prostitution, häufig wechselndem Geschlechtsverkehr, noch der gleichgeschlechtlichen Liebe nachgehen dürfe und mein Blut überhaupt frei von Verunreinigungen, seien es Drogen, Medikamente oder bestimmte Krankheitserreger wie jene von AIDS oder Hepatitis zu sein habe. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich zudem, dass ich natürlich auch kein Partner einer derart verunreinigten Person sein dürfe und neben normalen ärztlichen Eingriffen wie Impfungen, Zahnarztbesuchen auch das Vorhandensein von Piercings angeben muss.

Gut, gut, dachte ich. Ich gehöre weder zu einer jener Risikogruppen, habe nicht einmal ein Piercing und nun bereits mehr als anderthalb Liter Wasser im Bauch, da kann die Chose ja losgehen.

Ich ging zurück zum Schalter, gab auf alle Frage auf dem Fragebogen gewissenhaft Auskunft, sogar über meinen nun schon mehr als fünf Jahre zurückliegenden Gebrauch THC-haltigen Rauchwerks. Auch sollte ich alle meine Krankheiten und auch die Krankheiten meiner Anverwandten, sofern diese relevant wären (zum Beispiel Hämphilie, die Bluterkrankheit), angeben. Ich war schnell fertig und gespannt, wie denn nun der „zuständige Arzt“, wie es im Merkblatt hieß, über meine Spendetauglichkeit entscheiden würde.

Doch schon die Schwester, die meinen Fragebogen nur überflogen hatte, lachte kurz und trocken auf und gab mir zu verstehen,

dass ich mir das ganze Ausfüllen allein schon wegen meiner ungeklärten scheinbar epileptischen Anfälle, die ich als Kind hatte, und die ich, brav, wie ich bin, im Fragebogen auch angeben hatte, hätte sparen können. Das Trinken von anderthalb Liter kalten Wassers, die mir nun wie Wackersteine im Magen hin und her schwappeten, natürlich auch.

Was soll das, dachte ich. Gehöre ich jetzt auf einmal doch zu einer Risikogruppe? Wirklich kein sehr angenehmes Gefühl, wenn es so ist. Was soll diese Diskriminierung? Ich blieb beharrlich auf meinem Hocker sitzen. Die Schwester, solche Fälle gewohnt, rief den Arzt herbei.

Der kam, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen, das mir bedeuten sollte, dass ich hier erstens nicht schummeln könne und dass das zweitens alles schon seine Richtigkeit hätte. Unaufgeregt bestätigte er noch einmal die Aussage der Schwester bezüglich meiner Spendetauglichkeit.

„Aber warum?“, wollte ich wissen, wusste ich doch ganz genau, dass Epilepsie nun wirklich nicht über das Blut übertragbar ist und überhaupt keine ansteckende Krankheit, sondern eben eine genetisch bedingte und für viele nicht ganz so schlimme, für einige jedoch sehr, sehr arge Besonderheit des Körpers ist, und nicht mehr. Es gab eigentlich keinen Grund, mich hier zurückzuweisen.

Ich war also ein hartnäckiger Fall. Der Arzt runzelte die Stirn, dachte kurz nach und erklärte mir dann, dass es bei Epileptikern einfach ein Risiko gäbe, dass während und durch die Blutentnahme, die ja doch beträchtlich ist, so beträchtlich, dass man nach der Blutspende unbedingt eine Ruhepause braucht, nicht mehr Auto fahren oder andere verantwortungsvolle körperliche Tätigkeiten ausführen sollte, dass es also bei der Blutentnahme bei Epileptikern zu einem Anfall kommen könnte.

Das war eine Erklärung.

Der Arzt grinste mich an. Ich grinste zurück. Und fühlte, wie von mir, der ich sonst schon beim Anblick der Blutspendebusse des Roten Kreuzes ängstlich die Straßenseite wechselte, nach und nach der Gedanke Besitz ergriff, dass ich doch eigentlich Glück gehabt hätte. Ich wurde ein wenig rot und glitt in eine der Aufregung nachfolgende Wohligkeit.



Blutspenden – sieht angsteinflößender aus, als es ist.

FOTO: ALF

Dennoch: Wenn ich auch nicht unglücklich über meine Spendeuntauglichkeit war, wie sollte ich jetzt einen authentischen Bericht über eine Blutspende schreiben? Auf dem Weg nach Hause in der S-Bahn las ich mir noch einmal die „Informationen für Erstspender“ durch.

Da stand unter dem Punkt „Durchführung einer Blutspende“: „Das Entnahmepersonal weist Ihnen eine Spenderliege zu. Aus einer Armvene in der Ellenbeuge werden durch Punktion mit einer speziellen Nadel (Kanüle) 450 bis 500 Milliliter Blut entnommen. Die Entnahme dauert in der Regel etwa fünf bis zehn Minuten ... Nach dem Entfernen der Kanüle wird die Punktionsstelle vom Entnahmepersonal mit einer Kompresse verbunden. Bitte üben Sie noch etwa fünf Minuten an der Punktionsstelle Druck mit dem Finger auf die Kompresse aus und vermeiden Sie eine Verunreinigung der Punktionsstelle.“

Zu Hause angekommen, frage ich meine Mitbewohnerin, eine unglaublich energiegeladene und dem Leben positiv zugewandte Frau: „Hast Du schon mal Blut gespendet?“

„Na klar“, sagte sie. „Das mache ich regelmäßig.“

„Und?“, fragte ich, „Tut das weh?“

„Ach was“, sagte sie und lächelte.

BERND ABENDROTH ■

Wenn ihr euch für das Blutspenden interessiert, oder wenn ihr Fragen zur Blut- und Plasmaspende habt, schaut einfach ab dem 25. Oktober auf der neuen Homepage von Haema vorbei. Da gibt es alle Infos rund ums Blutspenden.

www.haema.de □